

"Neger" : die Geschichte eines Hundes

Autor(en): **Andrejew, Leonid**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 16

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670791>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

An mein Herz.

Gott schuf dich so, daß du nicht kleinlich bist,
Darum bist du zum Teilen auch bereit,
Weil du, mein Herz, mit jenen Maßen mißt,
Die einstens gelten vor der Ewigkeit.

Und ob du dich dabei zu Grunde quälest,
Am Großen messend, liegt nicht viel daran,
Solang' du dich Lebendigem vermählest,
Führt jedes Leid dich doch die rechte Bahn.

Drum glüh', mein Herz, scheint nutzlos auch dein Lieben,
Und schenke ganz dich und verström' dein Blut;
Wenn bis ans Ende du dir treu geblieben,
Erkennst du einst, wofür dies alles gut.

Thilde Krieff.

„Neger.“

Die Geschichte eines Hundes von Leonid Andrejew.

„Neger“ war herrenlos. Niemand hätte zu fagen vermocht, wo er den langen, kalten Winter verbracht und womit er sich genährt hat.

Infolge seines verwahrlosten Aussehens war er nicht einmal bei den Kindern gut gelitten, ja sie bewarfen ihn mitunter sogar oft mit Steinen. Ziellos rannte da der Hund davon, und in seiner großen Einsamkeit sammelten sich Haß und Bitterkeit in seinem Herzen an.

Nur ein einziges Mal trug es sich zu, daß ein betrunkenener Mann, der eben aus dem Wirtshaus kam, für den schmutzigen schwarzen Hund Mitleid empfand. „Komm her!“ rief er dem armen Hunde zu.

Neger wedelte mit dem Schweif, er konnte sich aber doch nicht recht entschließen, zu dem Mann hinzugehen. Als er sich aber dennoch zögernd, mit winzigen Schritten näherföhllich, schlug plötzlich die Stimmung des betrunkenenen Mannes um. Er versetzte dem Hund, der sich eben zu seinen Füßen legte, mit seinen schweren Stiefeln einen rohen Tritt.

„Marsch weg, du elendes Biest!“

Der Hund heulte jämmerlich auf; nicht so sehr aus Schmerz, als vielmehr wegen der unerwarteten Kränkung. Der Betrunkene setzte den Weg taumelnd fort. Seither vertraute der Hund nicht mehr den Menschen, die ihn streicheln wollten, er lief mit eingezogenem Schweif vor ihnen davon oder fletschte die Zähne. So verirrte er sich einmal im Winter in eine leerstehende, unbewohnte Villa, wo er sich unter dem Hausflur verkroch. Diese Zuflucht benützte er den langen, kalten Winter hindurch.

Endlich wurde es Frühling, und der Sommer nahte heran. Die Eigentümer der Villa trafen aus der Stadt ein. Fröhliche Menschenstimmen und der Lärm übermütiger Kinder, die sich an

der frischen Luft, den warmen Sonnenstrahlen ergöhten, wurden laut. Sie sangen, lachten und tollten.

Neger nahm bei Nacht seinen gewohnten Platz auf der Terrasse ein und bewachte sorgsam den Schlaf der Hausbewohner, die sehr gute Menschen waren. Anfangs wollten sie den Hund davonjagen, allmählich gewöhnten sie sich aber an sein nächtliches Bellen, und oft hörte man die Frage:

„Wo nur unser Neger stecken mag?“

So blieb ihm denn dieser Name. Negers Angst schwand von Tag zu Tag, er wurde allmählich zutraulicher. Eine halbe Stunde vor dem Mittagessen stand er bereits hinter dem Gebüsch und wedelte mit dem Schweif.

Die kleine Gymnastistin Lelja hatte ihn besonders lieb und rief ihn oft freundlich zu sich:

„Neger! Komm her! Komm, du gutes Hündchen!“

Neger legte sich zum zweiten Mal in seinem Leben auf den Rücken; er wußte nicht genau, wird man ihn schlagen oder streicheln? Und er wurde gestreichelt! Eine kleine, warme Hand huschte unsicher über seinen struppigen Kopf und fuhr dann leicht über seinen borstigen Körper.

Negers ganze Hundeseele taute auf. Sogar sein Äußeres veränderte sich. Seine Haare, die ihm bisher verwahrlost und schmutzig hinabhängen, waren jetzt rein und glänzend wie Seide. Auch in seiner Stimmung ging eine große Veränderung vor. Er schlug Wurzelbäume, sprang linksch auf und drehte sich um seine eigene Achse. Die Hausbewohner, besonders aber die Kinder, fanden es recht drollig und unterhielten sich köstlich dabei.

Neger tat es unendlich wohl, daß man sich mit ihm liebevoll beschäftigte, er gewöhnte sich allmählich auch daran, daß ihm die Köchin zu einer bestimmten Tageszeit einen Knochen reichte und daß er auf der Terrasse ruhig und still liegen durfte. Er lief aus dem Garten schon seltener auf die Straße hinaus und wurde ein wenig schwerfälliger. Aber bei Nacht bellte er laut und kräftig.

*

Im gelben Glanz schimmerte der Herbst.

„Was soll nun aus unserem Neger werden?“ fragte Velja nachdenklich, und starrte traurig zum Fenster hinaus, auf das große Regentropfen anshlugen.

„Neger bleibt hier“, sagte die Mutter. „Gott wird ihn schon beschützen.“

„Schade“, meinte Velja mitleidsvoll.

„Wir haben in der Stadt keinen Hof, im Zimmer können wir ihn aber nicht halten, das wirst du doch auch selbst einsehen.“

„Schade“, wiederholte Velja nochmals, und schon standen ihr die Tränen in den Augen. Sie zog die schwarzen Augenbrauen zusammen und rümpfte das kleine Näschen, als ihre Mutter sagte:

„Frau Dogajeff hat mir schon längst einen jungen Hund angetragen. Einen wertvollen, reinrassigen Hund. Er ist sogar auch schon ab-

gerichtet. Neger aber ist ein ganz gewöhnlicher herrenloser Hund.“

Es wurde zur Abreise gerüstet. Fremde Männer trugen das Gepäck zu einem großen Wagen, der Sand knirschte unter ihren schweren Tritten. Neger lief verschüchtert und von bösen Vorahnungen gequält in das äußerste Ende des Gartens, wo er sich hinter dem kahlen Gebüsch verkroch. Von dort aus starrte er in der Richtung der Terrasse. Die Kinder kamen zu ihm, um Abschied zu nehmen.

„Du bleibst hier, mein armer Neger!“ sagte Velja unter Tränen, wobei sie den traurigen Hund streichelte. „Wir fahren nach Hause in die Stadt.“

Und die ganze Familie bestieg den Wagen, der sie den besorgten Blicken des treuen Hundes entführte. Neger irrte lange auf den Spuren seiner abgereißten Herrschaft, er lief bis zur Station, und durchfroren, naß und beschmutzt kehrte er in die Villa zurück. Er stellte sich auf die Hinterbeine und klopfte mit den Pfoten an die Glastür. Niemand antwortete ihm.

Es regnete heftig und die Nacht brach herein. Da fühlte sich Neger wieder so einsam und verlassen, daß er plötzlich verzweifelt, jämmerlich und hoffnungslos zu heulen begann, als wollte er damit nie wieder aufhören.

Er war um eine große Enttäuschung reicher geworden.

Ein Wunder auf dem Julierpaß.

Von Wilhelm Schmidtbonn.

Bei diesem Wunder handelt es sich nur um ein Fahrrad, und zwar das erste, das auf dem Julierpaß erschien. Für ein Wunder sah es auch nur ein altes Weiblein an, das in seinem Leben überhaupt noch kein Fahrrad gesehen hatte. Aber da ich selbst auf diesem Fahrrad saß, schmeichelt es mir natürlich heute noch, einmal im Leben als technischer Pilot angestaunt worden zu sein, wenn auch nur von einem alten Weiblein. Da sich das Erlebnis auf dem Julierpaß zutrug, fast 2400 Meter über dem Meer, will ich mir aber auch die Bedeutung dieses historischen Begebenisses nicht allzusehr abstreiten lassen.

Im Jahre 1896 war es ein anderes Radfahren als heute. Es gab noch keinen Freilauf, die Gummireifen waren noch so empfindlich, daß man auf jeder Fahrt einige Nägelpannen hatte.

Ein besonders schweres Fahren war es natürlich in der Schweiz, im Bergland. Die Straßen

bestanden aus Furchen und Rillen, die oft unter Staub ganz versteckt waren und den Fahrer, wenn er mit dem Vorderrad hineingeriet, unausweichlich zum Sturz brachten. Fuhr eine Alpenpost mit vier, sechs Pferden an einem vorbei, so wurde man derart mit weißem Staub überschüttet, daß die Lenkstange einem unter den Augen verschwand.

Mußte man selbst eine solche Alpenpost überholen, so war das ein fast unmögliches Unternehmen. Jedes Pferd trug seine Schellen, die bei jeder Bewegung des Kopfes eine herrlich lärmende Musik machten, aber den jämmerlichen, hundertmal wiederholten Ton der Radfahrglocke völlig verschluckten. Man hätte annehmen sollen, daß ein Alpenpostkutscher auf den damaligen leeren Straßen nun wenigstens den lauten Ruf eines nachfolgenden Radfahrers aufgefangen hätte. Aber diese wackeren Männer rechneten da-